

(aus: SAP-Zeitung Nr. 10, Februar 2005)

Der Kaspar-Hauser-Mythos

Psychoanalytisch orientierte Assoziationen auf den Spuren des rätselhaften Findlings
(Verlag Wissenschaft und Praxis. Sternenfels; Berlin. 1999)

Herwig Oberlerchner

Dieser Vortrag gliedert sich in drei Abschnitte. Im ersten Teil möchte ich die zum Teil historisch belegte, zum Teil mythologische Biographie Kaspar Hausers darstellen, im zweiten Abschnitt möchte ich versuchen, meinen sehr subjektiven, qualitativen Forschungsansatz zu skizzieren, mit dem ich mich dieser spannenden Materie genähert habe, und schließlich möchte ich im letzten Teil ein praktisches Beispiel für diesen Forschungsansatz bieten.

Biographie

Am 29. September 1812 wird in Karlsruhe ein Kind geboren. Es ist ein strammer und kräftiger Bub, der erstgeborene Sohn von Großherzogin Stéphanie de Beauharnais, Adoptivtochter Napoleons, und Großherzog Karl. Er ist der potentielle Nachfolger auf den Thron des Hauses Baden in der Linie der Zähringer. Ärztliche Bulletins berichten über den guten Gesundheitszustand des Knaben. "Am 7. Oktober werden die ärztlichen Bulletins vom Hofe eingestellt. Das 'andauernde Wohlbefinden des Neugeborenen' wird noch ein letztes Mal verkündet. Man hört, dass sich der - zunächst besorgniserregende - Zustand der Wöchnerin deutlich gebessert hat, so dass ihr Mainzer Arzt und Geburtshelfer beruhigt nach Hause zurückkehren kann." (Leonhardt 1994, 275) Doch völlig unerwartet erkrankt der Thronfolger am 15.10.1812 schwer, stirbt am 16.10.1812 und wird unter großer Anteilnahme der Bevölkerung in der Schlosskirche zu Pforzheim begraben. Um gerade diese Ereignisse ranken sich nun die meisten Vermutungen und Legenden.

Viele Forscher gehen davon aus, dass das verstorbene Kind nicht der Erbprinz war, sondern ein untergeschobenes Kind, das man vorher vermutlich durch einen Schlag auf den Kopf so verletzt hatte, dass es starb. Äußere Hämatome, aber auch innere

zerebrale Blutungen werden im Obduktionsprotokoll der Ärzte beschrieben. Interessant ist, dass nach der Erkrankung des Kindes weder die Mutter noch die Hebamme noch die Amme das Kind zu Gesicht bekommen, sodass ein Vertauschen der Kinder möglich gewesen wäre (vgl. Leonhardt 1994, 275 ff. sowie Tradowsky 1983, 21). Alle anderen beteiligten Personen waren, so wird vermutet, wohl Teil eines Komplottes mit dem Ziel, den Erbprinzen zu beseitigen.

Noch geheimnisvoller wird es, als ein zweiter Sohn des Großherzogpaares, Prinz Alexander, im Jahre 1817 als Einjähriger stirbt und schließlich nach dem Tod weiterer männlicher Thronberechtigter, auch hier gibt es Gerüchte, es sei nicht alles mit rechten Dingen zugegangen, das Geschlecht der Zähringer im Mannesstamm ausstirbt.

Der Thronanspruch geht nun über auf die Linie der Hochberg. Ab 1830 regiert Großherzog Leopold, Sohn der Gräfin Hochberg. Er ist der erstgeborene Sohn der zweiten, morganatischen Ehe ("Ehe zur linken Hand") des Großherzogs Karl Friedrich mit eben dieser Gräfin, der man heute eine zentrale Position in dieser Geschichte von Kindesvertauschung und Kindesmord zuspricht. Ihre Komplizen sind, so glaubt man: Markgräfin Amalie und Ludwig von Baden, Großmutter bzw. Onkel des vertauschten Kindes, Hennenhofer, ein Günstling Ludwigs, verantwortlich für die Verletzung des Kindes, mitbeteiligt am Attentat und schließlich an der Ermordung des Kaspar Hauser und der Arzt Schrickel, der bereits bei der Behandlung des erkrankten Erbprinzen erwähnt wird und vermutlich auch die Pockenimpfungen vornahm, deren Narben an beiden Oberarmen der ärztliche Gutachter Dr. Osterhausen im Dezember 1830 bei Kaspar Hauser feststellt (vgl. Tradowsky 1985, 32).

Das untergeschobene Kind wird von den Kaspar-Hauser-Forschern als Sohn der Familie Blochmann identifiziert. Dieses Kind, auf Johann Ernst Jakob getauft, geboren drei Tage vor dem Erbprinzen, bietet sich für die Kindesvertauschung an, noch dazu, da Vater Blochmann im Dienst der Gräfin Hochberg steht. Das Kind Blochmann stirbt nach der schweren Verletzung, die ihm zugefügt wurde, und wird in Pforzheim in der Familiengruft der Zähringer anstatt des Erbprinzen begraben, der gesunde Erbprinz wird weggebracht, wahrscheinlich, so glaubt man heute, der Familie Blochmann übergeben, wo er vermutlich bis zum Tod von Frau Blochmann als 34-jährige an Schwindsucht im Jahr 1815 lebt.

Zweieinhalb Jahre dürfte Kaspar bei Familie Blochmann gelebt haben, nach dem Tod von Frau Blochmann wird nun aber eine anderweitige Unterbringung notwendig. Hier tritt erstmals Madame Dalbonne auf, eine gebürtige Französin und ehemalige Hofdame am Karlsruher Schloss. Kind und Kindfrau werden vermutlich nach Schloss Beuggen in den äußersten Süden des damaligen Großherzogtums Baden gebracht. Das Schloss hatte der Großherzog Karl Friedrich seiner zweiten Frau, der Gräfin Hochberg, überlassen. Dort dürfte der Erbprinz bis zu seinem fünften Lebensjahr in einem Gartenhäuschen, in einem Keller oder einem Zwischengeschoss gelebt haben. Jahre später, bereits in Nürnberg, erinnert er sich an ein Wappen, zeichnet es auch auf, und es wird als Wappen des Schlosses Beuggen identifiziert. Diese ersten vier Jahre seines Lebens dürften sich doch so kräftigend auf das Seelenleben des kleinen Buben ausgewirkt haben, dass er die nun folgenden zwölf Jahre völliger Isolation überhaupt überleben kann. Denn wieder wird der Erbprinz nun woanders hingebacht, den Kindesentführern wird der Ort Beuggen als Versteck wohl zu unsicher. Gerüchte kursieren nämlich im Dorf am Schloss, und es erscheint im Oktober 1816 eine Flaschenpost, die in der Presse der damaligen Zeit sehr ernst genommen und intensiv diskutiert wird. In lateinischer Sprache wird von einem Kerker bei Lauffenberg am Rhein berichtet, ein deutlicher Hinweis auf Schloss Beuggen. Das wird wohl der Grund gewesen sein, warum der Bub nach Schloss Pilsach in Bayern (!) gebracht wird, immerhin ungefähr 450 Kilometer entfernt.

Der Prinz wird von Frau Dalbonne getrennt und vermutlich, so der Mythos, ab 1817 oder 1818 im Schloss Pilsach im geheimen Kerker mehrere Jahre lang eingesperrt. Welch Drama und unvorstellbares Martyrium für ein fünf- bis sechsjähriges Kind, welch Skrupellosigkeit und Härte der Beteiligten.

In diesem Kerker wächst der Bub nun völlig depriviert, von Menschen und Umwelt vollkommen abgeschnitten, auf. Er sitzt angebunden auf Stroh, bekommt nur Wasser und Brot zu essen, wird mit Opium betäubt, wenn es nötig ist, ihn zu reinigen oder zu pflegen. Sein Spielzeug, das er vermutlich schon in Beuggen hatte, wird ihm mitgegeben, zwei Holzpferdchen, ein Holzhund, die er nun jahrelang mit Bändern schmückt und mit seinem Wasser und Brot im Spiel füttert. Er nimmt weder Tag noch Nacht wahr, hört keine Geräusche, verlernt einen Großteil der emotionalen, motorischen und kognitiven Fähigkeiten, die er bereits besaß. Ein zwölfjähriger Dämmerzustand.

Sein Wärter heißt Richter, Förster im Schloss Pilsach, treu ergeben seinem Schlossherrn, Baron Griesenbeck. Er pflegt und versorgt den Buben und beobachtet sein Heranwachsen zum jungen Mann. Vermutlich ein anderer Mann, so erinnert sich Kaspar Hauser später, kommt schließlich in seinen Kerker, lehrt ihn seinen Namen schreiben, ein Gebetsbüchlein lesen und ein paar Sätze sprechen und schleppt ihn schließlich im Frühling 1828 vierzig Kilometer nach Nürnberg. Warum er gerade zu diesem Zeitpunkt freigelassen wird, bleibt unklar.

Am 26. Mai 1828 taucht nun Kaspar Hauser in Nürnberg auf. Er erinnert sich jedoch später in seinen autobiographischen Aufsätzen an die Tage vor der Freilassung, an die Versuche des Mannes, ihm das Lesen und das Schreiben seines Namens beizubringen, das ständige Vorsagen des Satzes, mit dem Kaspar Hauser die Bühne dieser Welt betritt, das Erlernen des Gehens und an die für seine des Gehens ungewohnten Füße schmerzhaften, vierzig Kilometer lange Wanderung von Pilsach nach Nürnberg (vgl. Hörisch 1994, 97 ff.).

Schuster Weickmann findet Kaspar wankend und orientierungslos in Nürnberg am Unschlittplatz, man bringt ihn zur Wache, später zum Rittmeister Wessenig, an den der Brief adressiert ist, den Kaspar in der Hand hält. Von dort wird er in den Gefängnisturm Luginsland gebracht, wo er erste recht liebevolle Betreuung durch die Familie des Turmwärters Hiltel erfährt. Im Turm lernt er auch seinen späteren Lehrer Daumer kennen. Von der plötzlichen und so massiven Umstellung in seinem Leben, von der uneinfühlsamen Rohheit der Besucher und Gaffer im Turm und der ermittelnden Beamten vollkommen überfordert, ist Hauser hier erstmals dem Tode nahe. Er übersiedelt schließlich am 18.7.1828 zu Professor Daumer auf die Insel Schütt, in dem er einen recht engagierten Mentor findet. Unglaublich lernbegierig und eifrig entdeckt Kaspar unter der Anleitung Daumers zum zweiten Mal die Welt.

Am 17. Oktober 1829 kommt es zu einem ersten Mordanschlag, interessanterweise zu einem Zeitpunkt, als publik wird, dass Kaspar Hauser an seiner Autobiographie schreibt. Kaspar wird im Hause Daumers von einem maskierten Mann - Statur und Stimme erinnern Kaspar an den Mann, der ihn nach Nürnberg brachte - mit einer Axt oder einem Messer am Kopf verletzt. Schwer geschockt überlebt er die relativ leichte Verletzung. Ab jetzt werden ihm, auf Anordnung König Ludwigs I. von Bayern, zwei Polizisten als Begleiter zum Schutz zur Seite gestellt. Eine hohe Belohnung zur Ergreifung des Attentäters wird ausgesetzt. Das Interesse an Kaspars Geschichte,

das bis zu diesem Zeitpunkt schon etwas abgeebbt war, gelangt zu einem neuen Höhepunkt..

Weitere Stationen in seinem Leben sind dann folgende: Vom Jänner bis Juli 1830 lebt Kaspar beim Kaufmann Biberbach. Ab 15. Juli lebt Kaspar bei seinem Vormund Freiherr von Tucher ebenfalls in Nürnberg. Im Mai 1831 tritt erstmals Lord Stanhope auf, ein englischer Adelige, der in Europa in diplomatischen Angelegenheiten Königs- und Fürstenhäuser besucht und, wie man heute weiß, auf Rechnung des Hauses Baden lebt. Er spielt in Kaspars Leben eine sehr zweideutige und dunkle Rolle. Zuerst Gönner und Freund, übernimmt er die Pflegschaft Kaspar Hausers, steckt ihn aber, anstelle ihn, wie versprochen, nach England mitzunehmen, im Dezember 1831 zu Lehrer Meyer nach Ansbach. Hier, in der Knechtschaft dieses Paradebeispiels eines "schwarzen Pädagogen", wird Kaspar ein zweites Mal extrem isoliert. Die Besuche des Lord Stanhope bleiben aus, Professor Daumer hält kaum noch Kontakt, es häufen sich Gerüchte und Anklagen, schließlich sogar vonseiten Lord Stanhopes, Kaspar sei ein Betrüger, Lehrer Meyer quält seinen Schüler mit inquisitorischen Erziehungsmethoden, nur Hausers fröhliches Gemüt und sein Kontakt zu Anselm von Feuerbach, Präsident des Ansbacher Appellationsgerichtes, wo Kaspar Hauser wegen seiner schönen Schrift ein paar Stunden als Kopist tätig ist, und dem Pfarrer Fuhrmann sind Stützen, die ihm das Leben erträglich machen.

Am meisten lebenserhaltend wirkt sich aber meines Erachtens die so starke Sehnsucht Kaspar Hausers aus, dass vielleicht doch noch seine Herkunft geklärt werden kann, und er einmal seiner Mutter begegnen wird, nach der er sich so sehr sehnt. Ob es, wie zum Teil behauptet, tatsächlich am 4. April 1832 zu einer Begegnung zwischen Hauser und seiner vermeintlichen Mutter, der Großherzogin Stéphanie, gekommen ist, ist nicht gesichert.

Feuerbach ist auch derjenige, der nach langem Erforschen der Hintergründe von Kaspars Schicksal und Herkunft die Verbindung zum Haus Baden herstellt. In seinem berühmten und scharfsinnigen Memoire von 1832, also noch zu Lebzeiten Kaspars, unterrichtet er Königin Karoline von Bayern, Kaspar Hausers mutmaßliche Tante, von seinem Verdacht (vgl. Hörisch 1994, 194 ff.). Reaktionen bezüglich Kaspar bleiben aus, Feuerbach aber wird vermutlich mit Arsen vergiftet und stirbt zu Pfingsten 1833. Am 14. Dezember 1833 kommt es zum zweiten Attentat auf Kaspar Hauser. Er wird unter dem Vorwand, ihm seine Herkunft zu enthüllen, in den Hofgarten von Ansbach gelockt, mit einem Messer schwer verletzt und erliegt drei Tage später dieser

Verwundung. Hausers Gegner glauben an Selbstmord oder eine appellative Selbstverletzung, der Obduktionsbericht des Dr. Heidenreich aus dem Jahre 1834 und die genaue Rekonstruktion der Ereignisse hingegen sprechen jedoch eindeutig für Mord (vgl. Tradowsky 1985, 116 ff.). Wieder sollen Angehörige des Hauses Baden, vor allem Großherzogin Sophie, Gattin des regierenden Großherzogs Leopold, und auch wieder Hennenhofer involviert sein.

Schon zu Lebzeiten, aber besonders nach seinem ominösen Tod, beginnen die Nachforschungen zum Fall Hauser. Warum wurde Kaspar nicht schon als Säugling einfach umgebracht, wenn man ihn beseitigen wollte? Wozu diente seine Kerkerhaft? Diente er als Geisel, um zum Beispiel einen Trumpf gegen Herzog Ludwig in der Hand zu haben? Welche Rolle spielte Bayern? Wie ist der Ortswechsel von Baden nach Bayern zu erklären? War er ein Pfand im Kampf um die Pfalz, auf die Bayern Anspruch erhob? Wer war an dem Kindestausch und den Morden beteiligt? Welche Rolle spielte Lord Stanhope? Warum wurden immer wieder Dokumente beseitigt? Gab es zusätzlich zum dynastischen Verbrechen noch eine andere Verbrechensdimension, eine Verschwörung westlicher Logen? War Kaspar ein lediges Kind des Rittmeister Wessenig mit einer Tiroler Magd? Warum gab es nie eine offizielle Stellungnahme des Hauses Baden zu den nunmehr 170 Jahre lang währenden Vorwürfen des Kindesmordes?

Die DNS-Analysen der letzten Jahre sind nun nur ein weiteres spannendes Detail des Kaspar-Hauser-Mythos. Im März 1996 erscheint ein Artikel in der Zeitschrift "Der Spiegel". Es wird berichtet, dass man nun darangeht, Kaspar Hausers vermeintliches Blut, konserviert über 163 Jahre in seiner Unterhose, die er zum Zeitpunkt des Messerattentates trug, zu untersuchen und mit dem Blut zweier weiblicher Nachkommen seiner mutmaßlichen Schwestern zu vergleichen. Die Hoffnung ist, dass seine Herkunft auf diese Art geklärt werden könne, dass es sich nach der DNS-Analyse herausstellen werde, falls genug untersuchbares Material gewonnen werden kann, dass Kaspar Hauser der erstgeborene Sohn des Großherzogpaares von Baden, Stéphanie de Beauharnais und Karl von Baden, sei und damit auch rechtmäßiger Thronerbe in der Linie der Zähringer.

In den Monaten zwischen dem angekündigten Gen-Test des "Spiegels" zur Klärung der Identität Kaspar Hausers und dem mit Spannung erwarteten Ergebnis mache ich mich auf eine Reise auf den Spuren des rätselhaften Findlings, des potentiellen Erbprinzen von Baden, und vertiefe mich in diese Arbeit..

Dann liegt das Ergebnis der von der Zeitschrift "Der Spiegel" initiierten DNS-Analyse vor, und zum Erstaunen und vielleicht auch Schrecken vieler stellt sich heraus, dass nach dieser Untersuchung der Findling nicht Sohn seiner vermeintlichen Mutter, der Großherzogin von Baden, gewesen sein kann (vgl. Der Spiegel 48/1996, 254 ff.). Eine alternative Theorie, Kaspar, Tiroler Abstammung, leidet an einer Erbkrankheit und einer Temporallappenepilepsie, wird angeboten (vgl. Hesse 1967, S. 156-163). Mein Buch erscheint 1999. Im Jahr 2002 wird neuerlich eine gentechnologische Untersuchung nun initiiert von „arte“ durchgeführt. Proben aus Kaspar Hausers Kleidungsstücken und einer erhaltenen Haarlocke werden mit der Spiegel-Probe verglichen und mit Proben von Nachkommen. Das Ergebnis ist wieder ein anderes. Nun könnte Kaspar Hauser doch der Erbprinz von Baden sein. Doch das Ergebnis ist umstritten (vgl. Der Spiegel 50/2002, 134).

Wissenschaftstheoretischer Exkurs

Ich aber habe andere Spuren der Auseinandersetzung mit dieser faszinierenden Geschichte verfolgt. Der kriminologische Aspekt ist zwar äußerst spannend und aufregend, noch spannender aber sind die eigenen Gefühle, die im forschenden Umgang mit der Kaspar-Hauser-Geschichte auftauchen, die eigene Gegenübertragung. Hierzu der folgende Exkurs, der Ziele, Hypothesen und Methodik meiner Auseinandersetzung mit dieser Thematik beschreibt. Ich stellte mir die Frage, woher denn meine Faszination für die Geschichte Kaspar Hausers stammen mag, und warum sich Generationen von Wissenschaftlern wie Laien so intensiv mit diesem merkwürdigen Schicksal auseinandersetzen.

Die innere Bereitschaft, sich auf ein bestimmtes Thema intensiv einzulassen, ist zuerst da, dann tauchen plötzlich Bücher auf, gibt es Begegnungen mit Menschen, die diese Faszination teilen, verschafft man sich Reiseeindrücke vor Ort, stößt man scheinbar zufällig auf neue, interessante Details, die zwingen, die alte Sicht der Dinge zu revidieren usw. Das sind Abläufe, die wohl jeder in der Auseinandersetzung mit einem besonders berührenden Thema kennt.

Ich habe auch einige Antworten auf diese Frage nach der Faszination in meinem Buch angedeutet, so zum Beispiel, dass man über den Umweg der Identifikation mit dieser Figur sich eigenen Traumata anzunähern wagt. Man erkennt im Schicksal Kaspars schmerzhaft parallelen, korrespondierende "life events", ähnliche

Schicksalsverknüpfungen und erkennt schließlich hinter der Figur und ihrer Tragik sich selbst.

In der Psychoanalyse werden Gefühle, die sich während der psychotherapeutischen Behandlung im Patienten regen als *Übertragung* bezeichnet. Der Psychoanalytiker Greenson definiert diesen Begriff folgendermaßen:

"Übertragung ist das Erleben von Gefühlen, Trieben, Haltungen, Phantasien und Abwehr gegenüber einer Person der Gegenwart, die zu dieser Person nicht passen, sondern die eine Wiederholung von Reaktionen sind, welche ihren Ursprung in der Beziehung zu wichtigen Personen der frühen Kindheit haben und unbewußt auf Figuren der Gegenwart verschoben werden." (Greenson 1973, 183)

In der Übertragung werden also neurotische Konflikte, Ausdruck unerledigter Wünsche und Sehnsüchte primären Bezugspersonen gegenüber, nun verschoben auf den Therapeuten, reaktiviert. Die therapeutische Chance liegt in der Bearbeitung und Bewusstmachung dieser Übertragungsphänomene.

Jene Gefühle wiederum, die sich in der Auseinandersetzung mit einem Klienten im Therapeuten regen, werden als *Gegenübertragung* bezeichnet. Welch rasante Entwicklung dieser Begriff in der psychoanalytischen Literatur in den Jahrzehnten des Bestehens dieser Form der Psychotherapie genommen hat, ist eindrucksvoll. Er ist sicher derzeit einer der meist diskutierten Begriffe in der psychoanalytischen Literatur.

Verstand man unter Gegenübertragung am Beginn der Psychoanalyse noch Gefühle des Analytikers, entstanden ausschließlich als Reaktion auf die Übertragung des Analysanden, unabhängig vom Analytiker selbst, die den therapeutischen Prozess eher stören und daher möglichst unterdrückt werden sollten, wird die Gegenübertragung heutzutage als wichtiges therapeutisches Werkzeug angesehen, das bewusst und gezielt im therapeutischen Prozess eingesetzt werden soll. Aber das Spektrum der Sichtweisen zu diesem Begriff ist nach wie vor groß und reicht von der ausschließlichen Reaktion des Analytikers auf die Übertragung des Analysanden hin zur eigenständig aus der Biographie des Analytikers entstehenden und zu verstehenden Gefühlswelt des Therapeuten.

Jürgen Körner schematisiert in seinem Artikel "Übertragung und Gegenübertragung, eine Einheit im Widerspruch" die gängigen Gegenübertragungskonzepte (vgl. Körner

1990, 87 ff.). Er unterscheidet drei Konzepte, die nicht nur historisch gesehen hintereinander, sondern heute noch nebeneinander, existieren.

Das *defensiv-objektivierende Gegenübertragungskonzept* sieht in der Gegenübertragung die Reaktion des Analytikers auf die Übertragung des Analysanden, die den therapeutischen Prozess stört und daher unterdrückt werden sollte. Die vom Analytiker geforderte strenge Abstinenz dehnt sich sogar auf sein reaktiv entstehendes Gefühlsleben aus, das nicht zugelassen werden darf, sonst würde der Therapeut die Forderung nach maximaler Zurückhaltung im Sinne der Erwartung von weitest gehender Objektivität verletzen. Analog dazu wird ja auch zum Teil heute noch in der Forschung geglaubt, dass Exaktheit, Kontrollierbarkeit und Wiederholbarkeit wissenschaftlicher Ergebnisse unbedingt mit der Unabhängigkeit von der Person des Forschers einhergehen müssen. Das unkommunikative und scheinbar neutrale Verhalten des quantitativ Forschenden stellt natürlich aus der Sicht der Psychoanalyse ein extremes Übertragungsangebot dar und führt daher erst recht zu unkontrollierbaren Verzerrungen und Störungen der Experimentalsituation (vgl. Leithäuser/Volmerg 1988, 209).

Instrumentelle Gegenübertragungskonzepte geben der Gegenübertragung des Analytikers schon viel mehr Bedeutung. Körperempfindungen, Gefühle, Gedanken und Handlungstendenzen sollen als Informationsquelle und Antwort auf die Übertragung des Analysanden verstanden, ausgewertet und schließlich auch bewusst als Werkzeug in den therapeutischen Prozess eingebracht werden. Dieses Konzept fasst zwar den Therapeuten nicht mehr als Spiegel auf, in dem sich das Gefühlsleben des Analysanden reflektiert, sieht aber den Therapeuten doch noch weitgehend als Reagierenden und die Achse Übertragung-Gegenübertragung weitgehend unidirektional vom Analysanden ausgehend. Dieses Konzept bietet aber die Chance, eigene, nicht durch den Analysanden induzierte Gefühle von den reaktiven Gefühlsanteilen zu differenzieren und Eigenes vom Fremden zu unterscheiden.

Interaktionelle Gegenübertragungskonzepte kritisieren nun diese Sicht der Unidirektionalität und der kausalen Verknüpfung. Im Beziehungsgeflecht Analytiker-Analysand wird nicht mehr diese strenge Trennung von Eigenem und Fremdem gefordert, sondern Übertragung und Gegenübertragung sind Teile der Interaktion zweier oder auch mehrerer Personen. Die Gefühle, Gedanken, Körperempfindungen und Handlungsimpulse werden als Teile einer realen Beziehung verstanden, "die von

beiden Beteiligten gemäß ihrer unterschiedlichen Rollen gestaltet und fortentwickelt wird. Die Rolle des Analytikers sieht vor, die Beziehungskonflikte mit seinem Patienten nicht nur zu 'beantworten', sondern als inneren Konflikt selbst zu erleben und durchzuarbeiten." (Körner 1990, 97)

Wie kann man nun diese Gegenübertragungskonzepte auf die Auseinandersetzung mit einer historischen Figur wie Kaspar Hauser anwenden? Alle diese genannten Konzepte beziehen sich ja auf die Auseinandersetzung mit noch lebenden Menschen, Hauser ist aber schon seit 170 Jahren tot, und doch glaube ich, dass zumindest das instrumentelle Gegenübertragungskonzept anwendbar und Erklärung für die bereits beschriebene Faszination sein kann. Denn ich reagiere, zwar nicht in einem therapeutischen Kontext und auch nicht auf eine noch real lebende Person, aber doch mit allen mir möglichen Gefühlen, Handlungsimpulsen, Gedanken und Körperempfindungen auf das außergewöhnliche Schicksal eines mich faszinierenden Menschen. Ich setze mich intensiv mit der Geschichte dieses Menschen auseinander, forsche, lese Bücher, grüble nach, spüre in mich hinein und entdecke immer wieder Neues, nicht unähnlich dem Archäologen angesichts einer neuen Ausgrabung oder dem Analytiker in der therapeutischen Begegnung mit dem Analysanden. Die Sinne sind aber nicht nur nach außen gerichtet, die Augen offen und die Ohren gespitzt, um von außen kommende Information aufzunehmen, sondern Aufmerksamkeit und Wahrnehmungsfähigkeit sind auch nach innen gerichtet, im Sinne einer ständigen Introspektionsbereitschaft. Auch hier gibt es eine Parallele zum psychoanalytischen Behandlungskontext, denn auch der Analytiker benötigt als Werkzeug, zusätzlich zur Aufmerksamkeit und "Responsivität", zu verstehen als die Bereitschaft, eine vom Analysanden angebotene, komplementäre Rolle zu übernehmen, diese Introspektionsbereitschaft.

Der Psychoanalytiker Wegner benennt diese drei Säulen der Psychoanalyse in einem Artikel mit den englischen Bezeichnungen "free floating attention, free floating responsiveness, free floating introspectiveness", wobei er diese gleichschwebende Introspektionsbereitschaft besonders hervorhebt, da sie eine Voraussetzung darstellt, fähig zu sein, die Gegenübertragung im eigenen Inneren überhaupt wahrzunehmen (vgl. Wegner 1992, 286 ff.).

Meine Arbeitsmethoden, die zum Teil meinen Hypothesen entsprechen, lauten daher,

- 1) dass einerseits die Modellvorstellung der Gegenübertragung als Erklärungsansatz für die rege Gefühlswelt, in meinem Falle der faszinierenden Wirkung der historischen Figur Kaspar Hauser auf mich, in der Auseinandersetzung mit besonders interessierenden Forschungsfragen dienen kann.
- 2) dass andererseits Gegenübertragung natürlich auch ohne vorher vonstatten gegangene Übertragung, aus Mangel eines realen, lebenden Gegenübers, entstehen kann.
- 3) dass durch Projektion eigener Gefühlsanteile auf eine auch historische Person oder auch auf ein beliebiges Objekt, die mir gleichzeitig eine breite Identifikationsmöglichkeit bieten, wie es im Falle Kaspar Hauser bei mir war, eine Durcharbeitung eigener, durch die Auseinandersetzung aktivierter, zum Teil vorerst noch unbewusster Persönlichkeitsanteile, Konflikte und Traumata möglich ist.
- 4) dass der Abwehrmechanismus der projektiven Identifizierung, eine wesentliche Quelle der Übertragung, umgekehrt werden kann in eine Art introjektive Identifizierung, Quelle der Gegenübertragung. Die projektive Identifizierung, ein Abwehrmechanismus, der sehr ausgeprägt bei Borderline-Persönlichkeitsstrukturen vorkommt (vgl. Kernberg 1991, 51 f.), dient in diesem Zusammenhang auch der Externalisierung schmerzhafter oder aggressiver Persönlichkeitsanteile. Zusätzlich glaube ich aber auch, dass man im Bewusstsein dieses Abwehrmechanismus die projektive Identifizierung gezielt einsetzen kann, um sich eigenen Traumata und den damit in Verbindung stehenden zum Teil unbewussten und schmerzhaften Gefühlsanteilen vorsichtig anzunähern. Weniger kompliziert ausgedrückt heißt das: Ich erlebe ein reges Interesse für eine bestimmte Person, sie dient mir aufgrund ihres Schicksals, zu dem ich eine Empathie entwickelt habe, als angenehme, faszinierende und willkommene Identifikationsmöglichkeit. Ich projiziere eigene Gefühle auf diese Figur, male mir aus, wie es ihr in bestimmten Lebenslagen gegangen sein mag. In der intensiven Erforschung und Auseinandersetzung mit meinen auf diese Figur projizierten Persönlichkeitsanteilen, unter genauer Beachtung der in mir sich abspielenden Vorgänge während des Prozesses der Identifikation im Sinne der Gegenübertragung, entdecke ich schließlich mich selbst. Ich mache mir dadurch abgespaltene Selbstrepräsentanzen über die Identifizierung mit einem Objekt zu eigen, kehre dadurch die Projektion um. Durch die Analyse meiner projizierten Gefühle kann ich mit ihnen im lustvollen Forschen in einer Art ge-

schütztem Rahmen umgehen lernen und sie schließlich zu, jetzt bewussten, Introjekten machen.

5) dass die psychoanalytische Methode des freien Assoziierens sich auch in diesem Forschungskontext anwenden lässt. Ich bin dabei folgendermaßen vorgegangen. Ich habe mich in der Auseinandersetzung bewusst treiben lassen. Wenn ich auf ein bestimmtes Detail in der Kaspar-Hauser-Geschichte stieß, vertiefte ich mich in dieses Detail, las darüber nach, forschte nach Querverbindungen, hörte im Sinne der Introspektionsbereitschaft in mich hinein. Ich ließ mich im Sinne des freien Assoziierens auf die einzelnen Themen ein, fand so zu interessanten Zusammenhängen und schließlich zu den Themenschwerpunkten der jeweiligen Kapitel.

So entstehen durch das freie Assoziieren immer wieder neue Ideen und Denkanstöße, die ich in meinem Buch "Spuren" nenne, und die ich in den jeweiligen Kapiteln über Autismus, Kindesmord, komplexe posttraumatische Belastungsstörung, Entwicklungspsychologie, schwarze Pädagogik, Mythologie und so weiter zu bearbeiten versuche.

Ich bediene mich also folgender in der psychoanalytischen Begegnung angewandter Prinzipien: der Gegenübertragung als Quelle meines Interesses, der Introspektion, der bewusst eingesetzten projektiven Identifikation und schließlich des freien Assoziierens. Ein weiterer Aspekt spielt zusätzlich eine wichtige Rolle. In der Phase der Introspektion gehe ich zu meinen Gefühlen auf eine gewisse Distanz, nehme meine emotionale Beteiligung etwas zurück. Dieses Wechselspiel von Beteiligung und Distanz ist eine wesentliche Voraussetzung für die Selbstreflexion, die sich als roter Faden durch diese Arbeit zieht.

Ähnliche methodische Ansätze finden wir in der psychoanalytisch orientierten Sozialforschung (vgl. Leithäuser/Volmerg 1988, 209 ff. oder Menschik-Bendele/Ottomeyer 1998, 5 ff.), in der Ethnopsychanalyse (vgl. Reichmayr 1995, 99 ff. und 128 ff.) und auch in der Psychohistorie (vgl. deMause 1989a, 15 ff.). Letzten Endes ist dieser Ansatz aber auch nichts anderes als ein konsequent fortgesetzte Eigenanalyse.

Diese Techniken oder Prinzipien verwende ich nun in diesem, meinem, sehr subjektorientierten, sehr persönlichen, qualitativen Forschungsansatz. Das Ziel ist zwar auch, den historischen Kaspar Hauser und die Gesellschaft seiner Zeit zu verstehen und zu beschreiben, hinter diesem Vordergrund ist aber das Ergebnis ein

Selbsterkenntnisprozess. Ausgehend vom historischen Kaspar Hauser treffe ich nach dem Forschungsprozess auf meinen Kaspar Hauser in mir, das heißt, ich, das Subjekt, und meine Erlebniswelt werden zum Forschungsobjekt.

Ich glaube, dass Freud in ähnlicher Art und Weise in seiner Selbstanalyse vorgegangen ist, oder als er sich zum Beispiel mit der Statue des Moses von Michelangelo oder mit der Novelle Gradiva des Dramatikers Jensen beschäftigte. Auch er näherte sich frei assoziierend diesen Kunstwerken und Figuren, identifizierte sich mit ihnen, versah sie mit mannigfaltigen Projektionen und erkannte sicher in diesen Arbeiten, auch wenn er es der Sitte der Zeit gemäß vermied, allzu Persönliches mitzuteilen, sich selber (vgl. Gay 1995, 354 ff.). Hier gilt natürlich auch für mich, das richtige Mittelmaß zu finden. Es ist eine Gratwanderung zwischen Selbstdarstellung und Versteckspiel, zwischen Offenheit und Rückzug, zwischen Seelenstriptease und Verschlossenheit, zwischen Vertrauen und Misstrauen, die bei jedem Schritt, jeder Assoziationskette neu beachtet werden muss.

Ich äußere aber meine Gefühle nicht direkt, stelle autobiographische Fakten, persönliche, mit Hausers Schicksal korrespondierende life-events nicht offen dar, sondern der Leser meines Buches wird konfrontiert mit einem bereits eingeleiteten und vonstattengehenden Ver- und Bearbeitungsprozess dieser meiner Gegenübertragung, ganz im Sinne des bereits dargestellten instrumentellen Gegenübertragungskonzeptes.

"Es bleibt auch immer eine sehr persönliche Angelegenheit, wieviel man von seinen *Introspektionen* der Öffentlichkeit mitteilen möchte. Das ist ins Belieben jeder Autorin und jeden Autors gestellt. Dazu darf es keine Vorschriften geben." (Leithäuser/Volmerg 1988, 233)

Es geht um sehr intensive Gefühle in dieser Auseinandersetzung, um Trauer, Einsamkeit, Verzweiflung, Angst und Resignation. Die Konfrontation mit diesen Gefühlen wird, wie bereits erwähnt, erleichtert durch dem Umweg der projektiven Identifizierung. Das reicht nicht immer aus, um sich vor dem oft schwer erträglichen Schmerz und der aufkeimenden Verzweiflung in der Identifikation mit dem Extremtraumatisierten Kaspar Hauser zu schützen. Andere Mechanismen, die mir erst später, während der Arbeit, zu Bewusstsein kamen, spielen natürlich auch eine Rolle, zum Beispiel die Akribie, mit der ich diese so persönliche Forschung betrieb. Fast zwanghaftes, suchtartiges Jedem-Detail-Nachgehen bietet zwar neue Gegenübertragungsausgangspunkte, hilft aber auch, aufkeimende Ängste allzu

großer Intensität abzuwehren. Perfektion schafft Sicherheit. Diese besonderen Phänomene sind Teil der "traumatischen Gegenübertragung".

Die Auseinandersetzung mit Kaspar Hauser ist und soll sehr subjektiv sein, der historische Kaspar Hauser und seine Umwelt werden zwar genau, dem aktuellen Stand der Geschichtsforschung entsprechend, dargestellt, im Mittelpunkt stehen aber meine Person und meine Assoziationen, meine Gegenübertragungsgefühle und mein selbstreflexiver Umgang mit diesen Gefühlen. So liegt es auch auf der Hand, dass diese Arbeit lückenhaft ist und nicht alle möglichen Aspekte der Geschichte Kaspar Hausers umspannen kann. Jeder Leser und Zuhörer aber ist eingeladen, diesen von ihm als fehlend empfundenen Details nachzuspüren!

Der Aufenthalt im Kerker zu Pilsach

Nun aber ein konkretes Beispiel. Obwohl nicht alle Details über Dauer und Art des Kerkeraufenthaltes Kaspar Hausers bekannt und erst recht nicht bewiesen sind, gehe ich in meinen folgenden Überlegungen vom derzeitigen Stand der Forschung aus. Kaspar war, folgt man der Erbprinzentheorie, im Schloss Pilsach eingesperrt und zwar vom fünften bis zum 16. Lebensjahr, wurde dort nur mit dem fürs Überleben Notwendigsten versorgt und schließlich aus noch unklaren Gründen plötzlich freigelassen.

Wann immer ich mit jemandem über dieses Martyrium Kaspars rede, taucht die erstaunte Frage auf, wie man das überhaupt überleben kann. Wie konnte er diese so lange Isolation durchstehen? Warum starb er nicht, wie die emotional vernachlässigten Kinder, die Rene Spitz beschreibt? Was gab es in diesem dunklen, lautlosen, ihn von der Umwelt absolut abschneidenden Kerker, das ihn am Leben hielt?

Ich sehe Kaspar als vierjährigen Buben im dunklen Kerker sitzen. Er ist alleine, von der Außenwelt abgeschnitten, ohne jegliche emotionale Zuwendung. Ich spüre in der Identifikation seine abgrundtiefe Verzweiflung, seine Angst, seine ohnmächtige Wut, seine Hilflosigkeit, die Unfähigkeit, die Intensität dieser Gefühle zu ertragen. Er überlebt aber trotzdem. Er überlebt diese Hölle, diese Einsamkeit, diese Beziehungs- und Mutterlosigkeit. Ich beschäftige mich mit der Frage, was ihm das Überleben ermöglicht hat. Ich schweife gedanklich durch den Kerker, lese die erhalten gebliebenen Fragmente seiner Autobiographie, befasse mich mit seiner Beziehung

zu seinem Spielzeug. Ich finde seine so enge Verbundenheit mit seinen Holzpferden immer wieder von neuem rührend und auffällig. Einen Großteil des Tages verbringt er damit, die Pferde mit Bändern zu schmücken und mit Essen zu versorgen. Und wenn man seiner Erinnerung Glauben schenken kann, so hatte er bereits im Schloss Beuggen diese Holzpferdchen und die Angewohnheit, diese mit Bändern zu behängen, und vielleicht waren sie schon sein Spielzeug bei Familie Blochmann. Die ersten Bänder, an die sich Kaspar erinnert, sind noch auf Fäden aufgefädelt Maiskörner, die sein Wärter im Kerker zu Pilsach dann durch Lederbänder ersetzt. Wie stark seine emotionale Bindung an diese Pferdchen war, lässt sich daraus ermessen, wie Kaspar reagiert, als er nach der langen Trennung von seinen Pferden endlich in Nürnberg im Gefängnisturm von einem einfühlsamen Polizeisoldaten wieder ein solches geschenkt bekommt. Im Buch von Lakies und Lakies-Wild wird ein Zeitzeuge, Anselm von Feuerbach, zitiert, der dieses Ereignis beobachtet:

"Das auch hier so oft wiederholte: Roß! Roß! gab eines Tages einem der Polizeisoldaten, der sich mit dem seltenen Jünglingskinde am meisten zu thun machte, den Einfall, ihm ein weißes, hölzernes Spielpferd auf die Wachstube zu bringen. Kaspar, der sich bisher fast immer nur unempfindlich, gleichgültig, untheilnehmend oder niedergeschlagen gezeigt hatte, wurde beim Anblick dieses hölzernen Rosses, plötzlich wie umgewandelt, und benahm sich nicht anders, als hätte er in diesem Pferdchen einen alten, langersehten Freund wiedergefunden. Ohne lärmende Freude, aber mit lächelndem Gesichte weinend, setzte er sich sogleich auf den Boden zu dem Pferde hin, streichelte, tätschelte es, hielt unverwandt seine Augen darauf geheftet, und suchte es mit allen den bunten, glänzenden, klingenden Kleinigkeiten zu behängen, womit das Wohlwollen ihn beschenkt hatte. Erst nunmehr, da er das Rößchen damit ausschmücken konnte, schienen alle diese Dinge den rechten Werth für ihn gewonnen zu haben."
(Lakies/Lakies-Wild 1978, 170 f.)

Kaspar ist selig, vergisst die Welt um sich, befindet sich für Momente wieder in seinem Kerker, denn er sehnte sich ja, gequält durch die seine Sinne überfordernden Umweltreize, dorthin zurück, er sehnte sich zu dem Mann zurück, bei dem er immer gewesen sei. Zu Hause (in seinem Loch), äußerte er, habe er niemals so viele

Schmerzen im Kopf gehabt, und man habe ihn nicht so gequält, wie jetzt auf der Welt (vgl. Hörisch 1994, 155).

Nachdem Kaspars Liebe zu Spielzeugpferden bekannt geworden war, bekam er gleich mehrere geschenkt. Feuerbach nimmt diese besondere Beziehung Kaspars zu den Pferdchen wahr und bringt sie zu Papier.

"Diese Rosse waren von nun an, solange er sich zu Haus befand, unausgesetzt seine Gesellschafter und Gespielen, die er nicht von seiner Seite, noch aus seinen Augen ließ, und mit denen er - wie man durch eine verborgene Öffnung in der Tür beobachten konnte - sich beständig zu schaffen machte. Ein Tag war darin dem andern, eine Stunde der andern gleich, daß Kaspar neben seinen Rossen, mit gerade vor sich ausgestreckten Füßen, auf dem Boden saß, seine Rosse beständig bald auf diese, bald auf jene Weise mit Bändern, Schnüren oder bunten Papierfetzen schmückte, mit Münzen, Glöckchen, Goldflittern behing und darüber zuweilen in tiefes Nachdenken versunken schien, wie er diesen Putz durch abwechselndes Dahin- oder Dorthinlegen verändern möge. Auch führte er sie zum öfteren, ohne sich dabei von der Stelle zu bewegen oder seine Lage zu verändern, neben sich hin und her, doch sehr vorsichtig und ganz leise, damit, wie er späterhin äußerte, das Rollen der Räder kein Geräusch verursache, und er nicht dafür geschlagen werde. Nie aß er sein Brot, ohne zuvor jeden Bissen den Pferdchen an den Mund gehalten, trank nie sein Wasser, ohne zuvor ihre Schnauze hineingetaucht zu haben, die er dann jedesmal sorgfältig wieder abzuwischen pflegte." (Hörisch 1994, 133 f.)

Diese innige Beziehung zu seinen Pferdchen - eines davon wurde bei Renovierungsarbeiten im Schloss Pilsach im Jahr 1982, ein zweites an einen Holzbalken gemaltes Pferd wird 2002 in einem Raum in Beuggen gefunden -, hatte für Kaspar Hauser, so fantasiere ich, einen in seiner Kerkerhaft so stabilisierenden Einfluss, dass sie ihm wahrscheinlich das Überleben ermöglichte.

Er hat im Turm also seine Rosse wieder. War da nicht etwas bei Winnicott, der sich in seinen Büchern mit Ersatz für die verlorene Mutter beschäftigte? Ich erstehe ein Buch, worin Winnicott seine Theorie vom Übergangsobjekt beschreibt, beginne Textstellen zu sammeln und setze mich schließlich mit einem rohen Konzept des Kapitels vor den Computer.

Ich skizziere meine Assoziationskette, die mich über das Mahlersche Entwicklungskonzept zum Übergangsobjekt von Winnicott führt. Margaret Mahler, die sich in ihren Werken mit der Entwicklung des Säuglings und des Kleinkindes beschäftigt, hat ein äußerst praktikables Entwicklungskonzept erarbeitet. In diesem spielen vor allem die Bindung an die Mutter oder primären Bezugspersonen, sowie die sukzessive Ablösung von denselben eine zentrale Rolle. Die Ablösung von der Mutter, die Wendung hin zur für das Kind immer reizvoller werdenden Welt, die dabei entstehenden Ängste des Kindes, die Reaktion der Mutter auf diesen Verselbständigungsprozess und so weiter werden als besonders störungsanfällige und kritische Teilbereiche dieser Entwicklungsphase gesehen. Dabei wird aber immer wieder von vielen Autoren die Wiederannäherungsphase (15. bis 22. Lebensmonat) als besonders störanfällige Phase beschrieben. Zuerst ist das Kind noch ganz begeistert von seinen zunehmenden Fähigkeiten, sich aktiv mit der Umwelt auseinander zu setzen. Doch scheinbar plötzlich verifiziert es seine Schutzbedürftigkeit und strebt zur Mutter zurück. Die Fähigkeit der Mutter nun wieder, mit dieser Ablösungstendenz und plötzlichen Wiederannäherung umzugehen, nicht beleidigt oder gar abweisend zu reagieren, ist nun ein ganz entscheidender Punkt. Hier werden die Weichen dafür gestellt, wie das Kind mit seiner Sehnsucht nach zunehmender Individuation umzugehen lernt. Verzichtet es wegen einer die Ablösungsbestrebungen bestrafenden Mutter auf jede weitere Individuation? Gelingt der Separationsprozess von der Mutter? Wie geht es als Kind und später als Erwachsener mit Nähe und Distanz um? Darf es autonom und selbstbestimmend sein, ohne gleich Liebesentzug befürchten zu müssen? Gelingt jedoch eine Lösung des zentralen Konfliktes dieser Phase, nämlich "Autonomie versus Bindung", so kann das Kind sich in der Annäherung hin zu einer oft verwirrend und bedrohlich scheinenden Welt auf eine innere Zuversicht und Stärke stützen, die durch eine in dieser Phase stärkende und Geborgenheit vermittelnde Mutter erzeugt wurde. Dass diese Phase aber nun wiederum an die Mütter besondere Anforderungen stellt, liegt auf der Hand. Nur eine Mutter, die den Ablösungstendenzen des Kindes nicht strafend begegnet, sondern verständnisvoll und wohlwollend zu bleiben vermag, kann in dieser Phase das Kind in seiner Individuation ermutigen.

Wird diese Phase von Mutter und Kind nicht bewältigt, so können verschiedenste Störungen, psychische Krankheiten, aber auch Pseudolösungen verschiedenster Art

beobachtet werden. So wird zum Beispiel mit dieser Phase das Entstehen des Borderline-Syndroms in engen Zusammenhang gebracht (vgl. Rohde-Dachser 1995, 132 ff.) oder der Krieg als mögliche Schiefheilung eines nie vollzogenen, weil nie erlaubten Ablösungsprozesses (vgl. Mentzos 1993, 65 ff.).

So produktiv und befreiend für den späteren Erwachsenen die Auswirkungen eines gelösten Konfliktes sein können, nämlich die Fähigkeit zu besitzen, sich frei von Angst und Zweifel einen Platz in dieser Welt zu suchen, so schmerzhaft sind die Auswüchse des ungelösten, phasenspezifischen Entwicklungsauftrages, nicht nur für den unmittelbar Betroffenen, sondern auch für die Gesellschaft.

Es gibt aber Hilfsmöglichkeit für das Kind in dieser schwierigen Phase, das von Winnicott so genannte *Übergangsobjekt*. Dieses Übergangsobjekt stellt eine bei vielen Kindern beobachtbare Hilfe in der Loslösungs- und Differenzierungsphase, und hier wiederum in der Übungsphase, dar. Diese

"steht antriebspsychologisch gesehen unter der Dominanz der kaptativen und ersten motorisch-aggressiven Tendenzen (Muskel- und Skelettentwicklung) und reicht etwa bis zum 18. Monat. Das Kind beginnt zu krabbeln, zu stehen und zu laufen und kann dadurch ühend seinen Aktionsradius weg von der Mutter erweitern. Es lernt also, Nähe und Trennung selbst und aktiv zu handhaben, wobei die Mutter als Hilfs-Ich noch den Reizschutz übernimmt. Als Überbrückungshilfe schafft sich das Kind ein *Übergangsobjekt* (Winnicott): ein unbelebter Gegenstand (eine Schmusedecke, ein Teddy, ein Kissen) wird zum Nachfolge-Garanten für die noch weiterbestehenden symbiotischen Nähewünsche nach Mütterlichem - mit dem Vorteil, über diesen Gegenstand, der keine eigenen Bedürfnisse kennt, ebenso frei verfügen zu können, wie bisher scheinbar über die Mutter selbst. Heiß geliebt, oft noch lange notwendig zur Selbstberuhigung und zum Einschlafen, gibt das Übergangsobjekt eine Rückversicherung scheinbar weiterbestehender Symbiose, die die reale Abwesenheit der Mutter ertragen hilft." (Elhardt 1990, 92 f.)

Das Übergangsobjekt hilft also dem Kind, die Umwelt so ganz ohne Geborgenheit und Schutz durch eine Mutter zu verkraften. Es hilft dem Kind aber auch, sich in den Momenten des Zweifels und der Unsicherheit in der Konfrontation mit der oft bedrohlich wirkenden Welt nicht gleich wieder in die Arme der Mutter flüchten zu müssen, es kann also die Wiederannäherung etwas hinausgezögert werden. Und

häufig ist die Illusion des tröstenden Teddys oder der Sicherheit vermittelnden Schmusedecke viel konstanter und sicherer als der Trost der realen Mutter. Winnicott nennt nun alle Verhaltensweisen des Kindes wie Daumenlutschen, Lallen, das Bearbeiten von Gegenständen mit dem Mund usw. *Übergangsphänomene*. Wenn diese autoerotischen Verhaltensweisen wiederum an besondere Gegenstände gebunden sind, die für das Kind immer wichtiger und schließlich unersetzbar werden, so spricht er von *Übergangsobjekten*. Gleichzeitig weist Winnicott darauf hin, daß diese Übergangsobjekte auch sehr häufig den ersten Besitz des Kindes repräsentieren (vgl. Winnicott 1994, 300 f.).

Was haben nun diese Übergangsobjekte, die nach Winnicott ab dem vierten Lebensmonat auftauchen, nun mit unserem ab dem fünften Lebensjahr im Kerker sitzenden Kaspar zu tun? Auch darauf gibt Winnicott eine Antwort.

"Im Säuglingsalter gebildete Verhaltensmuster können bis in die Kindheit hinein erhalten bleiben, so daß der ursprüngliche weiche Gegenstand weiterhin zur Schlafenszeit, wenn das Kind sich einsam fühlt oder wenn eine Depression droht, absolut unentbehrlich ist. Beim gesunden Kind erweitert sich jedoch allmählich das Interessengebiet, und schließlich wird die Erweiterung selbst dann beibehalten, wenn depressive Angst im Anzug ist. Das Bedürfnis nach einem spezifischen Objekt oder einem Verhaltensmuster, das schon sehr früh entstanden ist, kann später wieder auftauchen, wenn irgendein Entzug droht."(Winnicott 1994, 304 f.)

Kaspar erinnert sich im Traum an seine Pferdchen und seinen ihm eigenen Umgang mit ihnen. Diese seine früh erlernte Verhaltensweise, ganz sicher im Sinne eines Übergangsphänomens zu deuten, an seinen Pferdchen, die wiederum Übergangsobjekte darstellten, halfen ihm, diese fürchterlich langen Jahre im Kerker zu überleben. Der Entzug von aller Umwelt, die vollkommene Deprivation ließ gar nichts anderes zu als eine Regression zu diesen frühkindlichen Verhaltensmustern. Es gab für Kaspar nur eine Möglichkeit, sich in seiner unendlichen Verzweiflung und Einsamkeit zu trösten und sich die Illusion eines anwesenden Menschen zu erhalten, nämlich über das Spiel mit den Pferdchen. Seine Rösser waren für ihn alles. Tröster, Begleiter, Freunde, Vertraute, kurz alles, was für ein Kleinkind die Mutter bedeutet.

So kann ich auch nun meine bereits weiter oben angedeutete Hypothese konkretisieren: Kaspar Hauser konnte diese langen Jahre im Kerker nur überleben, weil er emotional in die Illusion regredierte, er hätte eine Mutter bei sich im Kerker.

Bibliographie

DEMAUSE, Lloyd (Hg.) (1974): Hört ihr die Kinder weinen. Eine psychogenetische Geschichte der Kindheit. 6. Auflage. Suhrkamp: Frankfurt am Main. 1989b.

DER SPIEGEL: Haariger Befund. 50/2002, S. 134.

DER SPIEGEL: Schönster Krimi aller Zeiten.8/1996, S. 254-273.

ELHARDT, Siegfried (1971): Tiefenpsychologie. Eine Einführung. 12. Auflage. Kohlhammer: Stuttgart; Berlin; Köln. 1990.

GAY, Peter (1987): Freud. Eine Biographie für unsere Zeit. Fischer: Frankfurt am Main. 1995.

GREENSON, Ralph. R. (1967): Technik und Praxis der Psychoanalyse. Band I. Ernst Klett Verlag: Stuttgart. 1973.

HESSE, Günter: Die Krankheit Kaspar Hausers. In: Münchener Medizinische Wochenschrift. 1967, H. 3, S. 156-163

HÖRISCH, Jochen (Hg.) (1979): Ich möchte ein solcher werden wie... Materialien zur Sprachlosigkeit des Kaspar Hauser. 4. Auflage. Suhrkamp: Frankfurt am Main. 1994.

KERNBERG, Otto F. (1975): Borderline-Störungen und pathologischer Narzißmus. 6. Auflage. Suhrkamp: Frankfurt am Main. 1991.

KÖRNER, Jürgen: Übertragung und Gegenübertragung. Eine Einheit im Widerspruch. In: Forum der Psychoanalyse. Zeitschrift für klinische Theorie und Forschung. 1990, Band 6, H. 2, S. 87-104.

LAKIES, Holger, LAKIES-WILD, Gisela: Das Phänomen. Entwicklungspsychologisch bedeutsame Fakten des Hauser-Mysteriums. Ansbacher Verlagsgesellschaft: Ansbach. 1978.

LEONHARDT, Ulrike: Prinz von Baden genannt Kaspar Hauser. Rowohlt: Reinbeck bei Hamburg. 1994.

LEITHÄUSER Thomas, VOLMERG Birgit: Psychoanalyse in der Sozialforschung. Eine Einführung am Beispiel einer Sozialpsychologie der Arbeit. Westdeutscher Verlag: Opladen. 1988.

MENSCHIK-BENDELE Jutta / Ottomeyer Klaus u.a.: Sozialpsychologie des Rechtstextremismus. Die Veränderung eines Syndroms. Leske + Budrich: Opladen. 1998.

MENTZOS, Stavros: Der Krieg und seine psychosozialen Funktionen. Fischer: Frankfurt am Main. 1993.

REICHMAYR Johannes: Einführung in die Ethnopschoanalyse. Geschichte, Theorien und Methoden. Fischer Taschenbuch Verlag: Frankfurt am Main. 1995.

ROHDE-DACHSER, Christa (1979): Das Borderline-Syndrom. 5. Auflage. Verlag Hans Huber: Bern; Göttingen; Toronto; Seattle. 1995.

SPITZ, René A. (1965): Vom Säugling zum Kleinkind. Naturgeschichte der Mutter-Kind-Beziehungen im ersten Lebensjahr. 10. Auflage. Klett-Cotta: Stuttgart. 1992.

TRADOWSKY, Peter (1980): Kaspar Hauser oder das Ringen um den Geist. 3. Auflage. Philosophisch-Anthroposophischer Verlag: Goetheanum Dornach/Schweiz. 1983.

TRADOWSKY, Peter (Hg.): Preu. Osterhausen. Albert. Heidenreich. Kaspar Hauser. Arztberichte. Ungekürzter Nachdruck der 1831-1834 in Berlin bzw. Leipzig erschienenen Erstaussagen bzw. der überlieferten, von H. Pies herausgegebenen amtlichen Aktenstücke. Hg. und eingeleitet v. Peter Tradowsky. Rudolf Geering Verlag: Goetheanum, Dornach/Schweiz.1985.

WEGNER, Peter: Zur Bedeutung der Gegenübertragung im psychoanalytischen Erstinterview. In: Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen. Hg. von Margarete Mitscherlich. Jg. 46, 1992, S. 286-307.

WEICHHOLD G.M.; BARK J.E.; et. al.: DNA Analysis in the Case of Kaspar Hauser. Int. J. Legal Medicine. 1998. 111. 287-291.

WINNICOTT, Donald W. (1958): Von der Kinderheilkunde zur Psychoanalyse. Fischer: Frankfurt am Main. 1994.